



Freundschaft in der Kriegszeit

Von Paul Stefan

Deine Last — ich weiß um Schmerzen der Jugend,
Kummer des Tags, die kleinen Sorgen und Tränen,
O, und die Klage, die laut aus vergoffenem Blut
dringt —

Laß sie mich tragen!

Sieh, ich sammelte still, was Jahr und Jahre
vergiftet,
Schweigendes Leid und Glück und hab kein Kind,
es zu lehren:

Sei's — du meisterst den Mann — und deine
heiligen Freuden

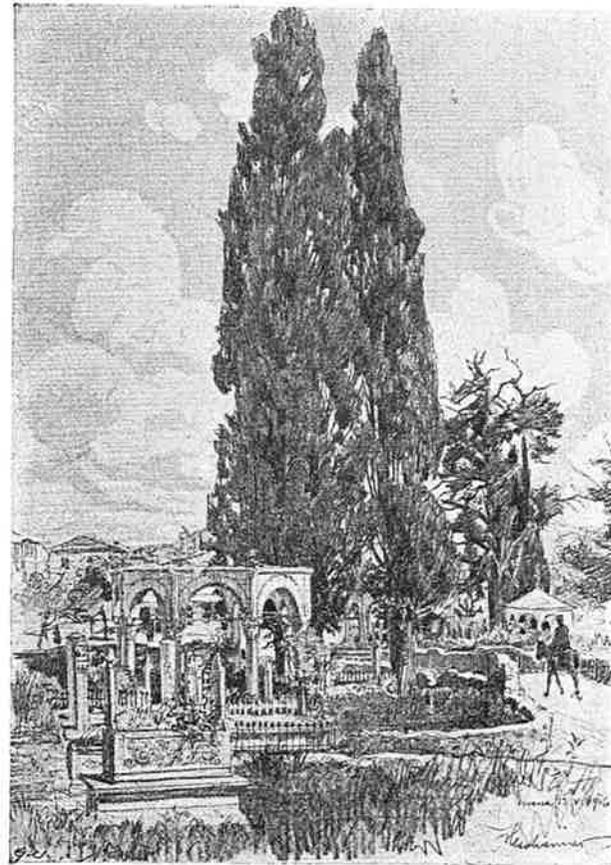
Laß sie mich tragen!



Die Schwestern / Von Hermann Bahr

Die Schwestern glichen einander so, daß selbst die eigene Mutter nicht immer ganz sicher war, welche sie gerade bei dem blonden Bopf hielt und es ein für allemal geraten fand, an diese stadtberühmten lustigen Böpfe, die man Sonntags nach dem Hochamt über den Hauptplatz wogen sah, der einen ein blaues Bändchen, der anderen ein rosenfarbenes zu knüpfen, weshalb die beiden Töchter des reichen Handelsherrn in der Stadt das blaue und rote Mascherl hießen. Hätten sie die Bänder einmal vertauscht, es wäre kaum bemerkt und die längste Zeit selbst von den Eltern nicht entdeckt worden. Und wer weiß, ob sie selber es nicht am Ende vergessen hätten und fortan jede vielleicht die andere gewesen wäre. Denn

nicht bloß daselbe muntere Näschen, dieselben erstaunten grauen Augen, dasselbe stets bereite Lächeln um den offenen Mund hatten beide, sondern es schien fast, daß in den beiden Persönchen auch dasselbe Seelchen saß. Was der einen gefiel, war auch der anderen recht und was diese nicht litt, ließ auch jene nicht zu. Beide wurden leicht böse und erzürnten schnell, beide waren gleich wieder gut und lachten, bevor ihre Tränen noch trockneten. Der Lehrer war stets verlegen, welcher eigentlich der letzte Platz in der Schule gehörte, sie hatten ihn beide gleich verdient. Klug war keine, jede faul und beiden mußte man gut sein, sie waren zu lieb. Und so wuchsen sie Hand in Hand miteinander auf, hatten zusammen die Masern, wurden zusammen gefirmt, liebten zusammen denselben Leutnant und man war es so gewohnt, wenn man das blaue Mascherl sah, daneben das rote zu sehen, daß die Stadt es kaum glauben konnte, als sie sich trennten, indem sie zwar am selben Tage in derselben Kirche heirateten, aber doch jede einen anderen Mann. Groß war der Unterschied der beiden Männer auch nicht, beide waren aus der Hauptstadt, beide in denselben Jahren, beide von demselben äußeren Zuschnitt, nur handelte der eine mit Tuch, der andere mit Holz und auch sonst hatten sie nicht erst ein blaues und ein rotes Mascherl nötig, um nicht verwechselt zu werden, auch sonst war doch ein Unterschied. Sie mußten aber schwören, daß ihre Frauen auch in der Hauptstadt unzertrennlich blieben wie bisher. Sie wohnten einander nahe, sahen einander täglich und glichen einander noch immer so, daß sich wahrhaftig kein Mensch hätte wundern können, wenn sie einmal



Titana (Albanien)

Zeichnung von Ludwig Heßhaimer



Misurina (Tiro)

Radierung von Fritz Lach



von ihren Männern vertauscht worden wären, aber da gab wohl jede selber gut acht.

Das dritte Jahr waren sie schon glücklich verheiratet, wenn auch noch kinderlos, als eines Tages der Schwager in Holz den Schwager in Tuch besuchte, zu ungewohnter Stunde und nicht daheim, sondern im Geschäfte. „Du warst verreist?“ fragte er ihn.

„Wie du,“ sagte der andere.

„Nein, ich nicht,“ fuhr der in Holz fort, „ich tat nur so. Das war vielleicht nicht recht, aber ich verdanke dem eine Entdeckung. Du wirst auch Augen machen! Denn es betrifft dich nicht weniger als mich.“ Und er gestand, seine Frau belogen und ihr eine Geschäftsreise vorgetäuscht zu haben, aus einer vielleicht ungehörigen, aber nun einmal unwidderstehlichen Lust, auf die Redoute zu gehen, die er als Junggeselle niemals versäumt und der er auch als Ehemann schon immer sehr ungern entsagt habe, bloß um die Frau nicht zu kränken, wenn er sie daheim allein ließe, während sie mitzunehmen, die eigene Frau, doch wirklich die größte Geschamlosigkeit wäre. „Ich kann dir versichern, ich hatte nichts Ables im Sinn, ich habe mich nur wieder einmal der schönen alten Zeit erinnern wollen und es wäre nichts geschehen, sicherlich nicht, wenn ich nicht —.“ Er hielt ein, sah den Schwager lächelnd an und fragte, fast schadenfroh: „Wen aber meinst du fand ich dort? Unsere Frauen. Die beiden Mascherln.“

Dem in Tuch sah bei dieser Enthüllung ein solches Entsetzen aus den Augen, daß der in Holz unwillkürlich lachen mußte und sich beeilte, lebhaft auszumalen, wie sittsam sich die Schwestern auch

in ihrer Sittenlosigkeit noch betragen, verlegen bei jedem kühneren Blick, vor Angst so albern im Gespräch, daß jeder es bald wieder aufgab, und sichtlich erleichtert, nachdem sie sich eine endlose Stunde ehrerbietig gelangweilt, noch vor Mitternacht heimzulehren, er könne ganz ruhig sein, es sei wirklich nicht das Geringsste passiert, wenigstens den beiden Sünderinnen nicht, während er selber, der Erzähler, freilich, durch ihr böses Beispiel verlockt und in seinen ehelichen Grundsätzen erschüttert, dies leider von sich nicht sagen könne.

Der in Tuch, sehr betroffen, fragte, was der andere zu tun gedente. „Tun?“ erwiderte dieser, „Wozu? Geschehen ist nichts, lassen wir ihnen also das Vergnügen, schuldbewußt zu sein, es wird sie nur liebenswürdiger gegen uns machen und gibt uns das Recht auf eine gewisse Freiheit, wir haben jetzt sozusagen eins gut. Darum bin ich auch so nett, dich davon zu verständigen, obwohl ich gestehen muß, daß ich eigentlich nicht deshalb kam, nicht aus Nettigkeit, sondern hauptsächlich aus Neugier auf das dumme Gesicht, das du machen würdest. Und ich habe mich nicht getäuscht!“ Damit zufrieden ließ er sich weiter nicht ein und lachte den Schwager aus, der richtig pedantisch genug war, sein Mascherl gleich wieder tragisch zu nehmen, während er selbst nach seiner Gewohnheit auch dies nur zum Anlaß nahm, sich noch etwas mehr gehen zu lassen. Der Erfolg gab ihm Recht.

Der in Tuch empfand es als eine Art Schuld, als einen Vorwurf, daß seine Frau Heimlichkeiten vor ihm hatte; wenn eine Frau sich langweilt, hat ihr Mann Unrecht, sagte er sich. Er nahm sie ins Gebet, mit Strenge, doch ohne Härte, sie versuchte

zu leugnen, gestand aber bald unter Tränen, die ihn rührten, er tröstete sie, sie bereute zerknirscht, er entschuldigte sie, ja gab ihr fast Recht, klagte sich selber an, nahm alles auf sich, das rührte wieder sie, eins überbot das andere an feierlichen Versprechungen, es gab die schönste Veröhnung und da sie von dieser Zeit an ihn nur noch herzlicher um sie bemüht als je, in seinen sämtlichen ehelichen Pflichten noch eifriger sah, kann man ihr eigentlich nicht verdenken, daß es sie verlockte, seitdem öfter einen solchen unschuldigen kleinen Seitensprung zu wagen, da doch der erste so gut ausgegangen war. Bleibt's geheim, denkt sie, so hat sie das Vergnügen der Heimlichkeit, wird's entdeckt, so ist die Verzeihung nicht weniger schön. Die Gefahr solcher Abenteuer aber, und wie leicht sie zuweilen unversehens ihre Anschuld verlieren, ahnt sie nicht und als sie das dann an sich selbst erlebt, erschrickt sie wohl sehr und gelobt sich fest, daß es, wenn es nur um Gottes willen nicht aufkommt, ganz gewiß das letzte Mal gewesen sein soll; einmal ist ja schließlich keinmal. Leider aber hat sie nicht die Kraft, sich noch ein allerletztesmal zu versagen, der Attaché bittet auch so stürmisch und sie weiß bestimmt, daß sie dann für alle Zukunft unerbittlich sein wird; und nie wieder, nie! Der dümmste Zufall aber bringt es dem Gatten zur Kenntniss, der, über so viel Andank für seine Güte, seine Treue empört, sie sträflicher glaubt, als sie, die doch nur einer albernen Lust am Verbotenen nicht widerstehen kann, in ihrer Arglosigkeit eigentlich ist, der sie verstoßt und auf Scheidung dringt, worauf sie denn, da sich auch der Liebhaber erschrocken beeilt, das Abenteuer, das unbequem

wird, loszuwerden, bald unaufhaltsam von Hand zu Hand in der großen Stadt versinkt, von der ganzen Verwandtschaft in Acht getan, am lautesten aber von ihrer tugendhaften Schwester.

Denn diese, von ihrem Mann in Holz seit jenem ersten Streich vernachlässigt, durch die Leichtigkeit, mit der er bereit ist, ihr Freiheit zu gewähren, um sich nur seine dafür einzutauschen, getränkt, ist in sich gegangen und Eifersucht auf ihn, der ihr jetzt reichlich Anlaß dazu gibt, hat sie bald von allen schlimmen Gelüsten für alle Zeit geheilt. Sie bereut tief, ihn verloren zu haben, sie denkt an nichts, als wie sie vielleicht ihn wiedergewinnen könnte. Jede freundliche Stunde, die sie seinem schlechten Gewissen dankt, jedes gute Wort, das ihm seine Verlegenheit eingibt, jeder kleine Scherz, den er, in seiner Angst, sich zu verraten, erfindet, macht sie glücklich und sie ist schon froh, wenn es ihren häuslichen Rünsten einmal gelingt, ihn einen Abend daheim festzuhalten. Entwischt er ihr wieder, so gibt sie sich selbst die Schuld und läßt in ihrem Eifer nicht nach, bis er das nächste Mal, halb ärgerlich, halb beschämt, mit einer Duldermiene doch das Opfer bringt, in Gottes Namen heute nicht mehr fortzugehen, sondern sich lieber einmal auszuschlafen. Der Beharrlichkeit ihrer sanften Bemühung bleibt auch schließlich der Lohn nicht versagt, wenn auch erst in den Jahren, wo es den Männern allmählich leichter wird, sich zu bessern, und auch bequemer. Zuweilen aber, wenn dann ein Gast im trauten Kreise das stille Glück dieser wahrhaft vorbildlichen Musterehe preist, blinzelt der alternde Mann in Holz zu seiner Frau hin, als ob er etwas sagen wollte, und sie blickt dann beschämt nieder.

Denn unter vier Augen hält er ihr noch immer zuweilen jene Redoute vor, die er ihr damals schweigend verziehen hat. Ohne diese Großmut, was wäre aus ihr geworden? Und beide denken sie dann an ihre Schwester, aber man spricht nicht von ihr.

Dem Erzähler dieser Begebenheit wurde vorgeworfen, sie sei unmoralisch. Schon deshalb, weil gerade der Mann, der sich ehrlich um seine Frau bemüht, sie ehrt, an ihr teilnimmt, statt sich für seine Güte, seine Geduld belohnt zu sehen, noch bestraft wird und so schließlich beschämt vor seinem Gefährten steht, dessen leichter und arger Sinn Recht behält. Unmoralisch aber auch deshalb, weil in dieser Geschichte alles von außen kommt, nichts nach Gebühr, alles nach Willkür geschieht. Da sich die beiden Mascherln auch in ihrer Sinnesart so sehr gleichen, müssen wir annehmen, daß das schlimme Ende der einen wie das gute der andern unverdient ist. Keine bestimmt ihr Schicksal selbst, sondern es wird ihnen von ihren Männern zugeteilt, sie erleiden es; dem andern vermählt, wäre die Schlimme gut, die Gute schlimm geworden. Dagegen lehne sich doch unser sittliches Gefühl auf, das verlange, daß uns unser Los nicht aufgehalst, sondern von uns selbst erworben werde, aus eigener Kraft.

Der Erzähler berief sich auf die Begebenheit, er könne nichts dafür, daß sie sich so begeben. Und er meine: Begebenheiten sind weder moralisch noch unmoralisch, sondern das sind die Menschen. Er verwahrte sich gegen die Methode, die Tugend, um Appetit auf sie zu machen, sozusagen bar bezahlt, das Laster betrogen zu zeigen; wer das Gute, bloß weil es sich besser rentiert, wählt, das Schlechte

bloß flieht aus Furcht, verdiene keinen Preis. Übrigens aber sei allerdings auch er der Meinung, daß jeder sich sein Schicksal selber schafft. Es kommt eben nicht darauf an, was wir erleben, sondern was wir daraus machen. Dem einen wird alles zum Segen, dem andern alles zum Fluch, es müssen wohl die Menschen selber schuld sein, der eine trägt offenbar Segen in sich, der andere seinen Fluch. Hätten die beiden Mascherln ihre Männer getauscht, er zweifle nicht, es wäre jeder auch mit dem andern dasselbe beschieden worden wie jetzt, stets hätte dieselbe schlimm, die andere brav geendet, sie hatten es halt so von Anfang an in sich. Denn so sehr sie sich gleichen, es muß doch jede schon auch innerlich ein anderes Mascherl gehabt haben, das war schuld. Zwei Menschen mögen sich noch so sehr gleichen, darauf kommt's nicht an, die leise Farbe der Entschliebung tut's. Ganz tief ist in uns allen irgendwo ein geheimer Punkt, den wir selber nicht kennen, selber kaum merken, oder doch erst spät, oft zu spät, nämlich erst, wenn von ihm aus, indem wir ganz leise zu dem, was uns das Schicksal anbietet, Ja sagen oder Nein, über unser ganzes inneres Leben entschieden worden ist.



Nachtgefühl

Von Gisela Frein von Berger

Rennst du nachtwacher Stunden fremde Pein,
 Wenn deine Seele tastend irrt im Weiten
 Und schreckhaft fühlt ihr eigen menschlich Sein
 Als letzte Einsamkeit der Einsamkeiten?

Wenn alles Wesen wie ein Traum verweht,
 Zu dunkler Klarheit bläht des Denkens Wildnis,
 Wenn des Geschehens Sinn wie Schaum zergeht
 Und alles Spiel dir scheint, Vergleich und Bildnis?

Und dich ein sonderbarer Schauer faßt,
 Unfremd und doch wie schon mit dir geboren:
 Heimweh nach dem, was du in Händen hast,
 Als sei es tief vorbei und längst verloren . . .